Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 62. Sonnabend den 4. August. 1855.

Cagliostro.

Geschichtliche Erzählung von Otfried Mylius.

(Fortsetzung.)

Als alle Gäste sich gesetzt, schloß sich die Flügelthür hinter ihnen und ward mit einem dichten Vorhang verhangen. Cagliostro sah nach, ob Alles in Ordnung sei, und entfernte sich alsdann. Kaum war er eine Minute fort, und die Zuschauer in neugieriger Spannung dem Spiegel zugewendet, als plötzlich wie durch Zauberschlag die Wachskerzen erloschen, und das ganze Gemach in die tiefste Finsterniß versetzt wurde. Mehreren Damen entfuhr ein jäher Schreckensruf, obschon bei der Gegenwart so vieler Personen, die ja jeden Gedanken an Gefahr ausschloß, die betreffenden Schönen mehr aus Affektation als aus wirklicher Angst schreien mochten. Aber kaum war die Stille wieder hergestellt, so ertönte eine treffliche Musik, deren Klänge sich allmählig von fast unhörbarem Säuseln zu einer klangvollen, feierlichen und ansprechenden Melodie erhoben, während süße Düfte von unbeschreiblich feinem Aroma plötzlich das Gemach erfüllten.

Plötzlich wandten sich Aller Augen dem Spiegel zu, welcher das Ende des Gemachs eingenommen hatte. In der Mitte desselben ward ein schwaches Lichtlein sichtbar, aus welchem sich allmählig einige Spuren von Gestalten zu entwickeln schienen. Allmählig breitete sich das Licht aus, die Umrisse der Gestalten wurden deutlicher, und auf einmal stand vor dem Blick der staunenden Zuschauer das Bild eines wunderschönen, in allem Schmucke des Sommers prangenden Gartens, mit früchteschweren Obstbäumen und zahllosen Blumen. Im fernen Hintergrund erhoben Berge ihre schneebedeckten Gipfel und über dem Ganzen hing ein heitrer Himmel von azurner Bläue. Allmählig aber schwand das heitre Sonnenlicht, das über dem Garten lag, die Berge wurden undeutlich, am Firmament trat ein Stern um den andern hervor, bis es ganz damit besät erschien; des Mondes blasse Sichel zog friedlich über die ganze Scene hin und beleuchtete sie mit einer neuen Anmuth.

Als die Nacht vorrückte, kam eine eigenthümliche Veränderung über den Garten. Beinahe ohne daß ein Auge im Stande gewesen wäre, den Moment des Wechsels zu erhaschen, verloren die Bäume allmählig ihren Laubschmuck, die Blumen verschwanden eine um die andre, die Schneegrenze rückte an den Bergen tiefer herab, man hörte den Wind traurig durch den Wald heulen, und endlich fiel in dichten Flocken ein tiefer Schnee über den Garten und hüllte ihn in seinen weißen Mantel.

Für uns Menschen heutzutage, die wir die Geheimnisse der Zauberlaterne kennen und die „Nebelbilder" Döbler's und Anderer gesehen haben, dürfte nichts Geheimnißvolles und Wunderbares in den eben geschilderten Darstellungen liegen; aber für die gebildete Welt und selbst für die Gelehrten der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren solche Dinge noch ein Mysterium. Staunen, Bewunderung, Entzücken, ja theilweise sogar Schrecken, erfüllten die Gemüther der eleganten Versammlung. Selbst Santon, welcher um das Geheimniß der Erzeugung der Bilder wußte, war überrascht von der geschickten Einrichtung und der Schönheit der dargestellten Gegenstände.

Die Vorstellung ging endlich zur Neige. Das letzte Bild ward eben vorgeführt, und der Graf schien es seinen jüngsten Erlebnissen entlehnt zu haben, denn es stellte ein Gewölbe vor, nicht unähnlich dem, welches Duval noch jüngst beherbergt hatte. Eine Leiche in reicher Kleidung, einen zerbrochenen Degen krampfhaft in der rechten Hand haltend, lag im Vordergrunde des Bildes auf den Marmorplatten des Fußbodens vor dem Eingang eines innern Gewölbes. Plötzlich öffnete sich die Thüre dieses innern Gewölbes, und eine weibliche Gestalt von ausnehmender Lieblichkeit und von rothem Licht umfluthet, stand unter der Thüre. Die Leiche schien wieder belebt, erhob sich auf die Füße und schwankte vorwärts auf die liebliche Erscheinung zu. Da verwandelte sich jedoch im Nu ihr Engelsgesicht, die Züge nahmen einen Ausdruck teuflischer Bosheit an, die weißen Gewänder verschwanden und zeigten die verrenkten hageren Glieder eines höllischen Ungeheuers; die Lampe, die von der Decke des Gewölbes herabhing, erlosch; das ganze Bild verschwand, und im Gemach herrschte wieder undurchdringliche Finsterniß.

In diesem Augenblick aber sprang die Flügelthüre des Gemachs wieder auf, die Fenstervorhänge waren wie durch Zauber hinweggezogen, und die Zuschauer sahen sich wieder in dem eleganten Salon des Grafen, in welchen die Abendsonne in einem belebenden Glanze hereinfluthete.

Ein Gefühl des Behagens machte sich bei allen Anwesenden geltend, jeder athmete wieder leicht auf, und machte alsdann den Empfindungen seiner Bewunderung und seines Erstaunens in lauten Worten Luft, — worauf sich die ganze Versammlung trennte.

„Gottlob, daß wir wieder bei Sinnen und mitten im frischen Leben sind!" sagte Santon, als er mit Mademoiselle Natalie die Treppe hinunterstieg, um sie nach ihrem Wagen zu bringen. „Heute Abend hoffe ich Ihnen meine Huldigungen zu Füßen legen zu können, Mademoiselle; für jetzt bin ich eingeladen, bei Herrn v. Montvieux zu speisen, den Sie vielleicht kennen."

„Sehr gut sogar kenne ich ihn," erwiderte Natalie mit einem koketten Kopfnicken. „Gehen Sie immerhin mit ihm; ich kann mich schon ohne sie behelfen. Und doch möcht' ich wohl wissen, was ihr Herren wohl sprecht, wenn Ihr unter einander seid! Sicher großen Unsinn?"

„Oh nicht doch," versetzte Santon lustig; „unter uns entwickeln wir nicht halb soviel Unsinn, als wenn wir mit Damen reden."

„Böser Schalk! aber ich habe jetzt leider nicht Zeit, mich mit Ihnen herumzustreiten," rief Natalie und stieg in den Wagen, worin ihre Mutter bereits Platz genommen hatte. „Erinnern Sie sich also, daß ich Sie um zehn Uhr erwarte?"

„Um zehn Uhr also! Wie sollt' ich das vergessen?"

„Sie thäten besser mit uns zu gehen!" sagte Montvieux zu Herrn v. Beaupré; „wir werden den berühmten Grafen Cagliostro zum Tischgenossen haben, und das macht Ihnen vielleicht auch Vergnügen!"

Beaupré nahm die Einladung gerne an, und die Gesellschaft ging auseinander, um sich wieder in Montvieux Wohnung zu treffen.

10.

Armand Duval nahm an dem Diner bei Herrn von Montvieux nicht Theil. Abgesehen davon, daß er in der

Rolle, welche er vorhin in Gesellschaft gespielt hatte, es nicht für gerathen erachtete, unter einem Trupp munterer Junggesellen zu verweilen, war er weder in der Stimmung noch in der Lage, an den rauschenden Vergnügungen und den Tafelfreuden dieser Freunde seines Bruders Antheil zu nehmen, und Graf Cagliostro hatte es ihm in Hinblick auf seine noch so schwache Gesundheit ausdrücklich untersagt. Auf Armand's Gemüth lastete noch immer ein Theil jenes Kummers, welcher ihn zu dem verzweifelten und sündhaften Vergehen an sich selbst getrieben hatte; ja die neue Wendung, welche sein Leben genommen hatte, vermochte eben nicht zu seiner Beruhigung beizutragen. Durch die seltsamsten Begebenheiten von dem Gegenstand seiner glühenden Liebe getrennt, durch ein neuentdecktes Band von Verwandtschaft mit einem Edelmanne von eigenthümlichen Ansichten und Charakter zusammengebracht, und über seine ganze Zukunft total im Ungewissen, war er nicht in der aufgeräumtesten Stimmung und suchte lieber die Stille seines einsamen Stübchens, als den Lärm eines fröhlichen Gelages.

Santon dagegen schien heute noch lustiger und muthwilliger aufgelegt, als sonst, es war als wollte er durch die rauschendste Fröhlichkeit sich der unangenehmen Gedanken entschlagen, die ihn in den letzten Tagen gequält hatten. Wir wissen, daß er Constanze de Dreycourt nicht ungestraft gesehen, daß er sich unbewußt in sie verliebt hatte, und der Kampf zwischen dieser erwachsenden Neigung und der Stimme der Pflicht, welche ihn an sein Verlöbniß mit Mademoiselle Natalie de Beaupré erinnerte, hatte erst heute Abend sein Ende gefunden, indem Santon den festen Entschluß gefaßt hatte, um seines wiedergefundenen und wieder auferstandenen Bruders willen die erwachende Neigung in seiner Brust zu unterdrücken und seiner Verlobten treu zu bleiben. Dieser Entschluß hatte ihm aber so viel Schmerz verursacht, daß er gerade diesen Schmerz im Lärm des Gelages und im Becher ertränken zu wollen schien.

Und eine lustige Gesellschaft war es, die sich um Henri de Montvieux's Tafel versammelte, — vielleicht um so ausgelassener, weil eine unvorhergesehene Abberufung den Grafen Cagliostro verhindert hatte, daran Theil zu nehmen. War er nämlich auch ein vorzüglicher Gesellschafter und von lebhaftem Temperament, so war er doch schon zu alt für die anderen Gäste, welche sich trotz der hingebenden Anmuth von Cagliostro's Benehmen, dennoch vielleicht unwillkürlich in seiner Gegenwart durch eine gewisse Empfindung von Hochachtung und Ehrfurcht beengt gefühlt haben würden.

Das Mahl mochte etwa eine Stunde gedauert haben und der Wein hatte bereits die Köpfe erhitzt, als einer von ihnen, ein junger Mann aus einer sehr achtbaren Adelsfamilie, Baudoin de Roche-Aiguë, welcher den ganzen Abend mit einer auffallenden Selbsterhebung das Wort an dem einen Ende der Tafel geführt hatte, dem am andern Ende sitzenden Wirthe zurief: „Beiläufig gesagt, Montvieux, weiß wohl Jemand von den hier Anwesenden, was für eine wundersame seltene Schönheit wir kommenden Winter in unseren Cirkeln auftauchen sehen?"

„Wen meint er wohl?" fragten Mehrere und horchten gespannt auf.

„Ich habe die Ehre ein Cousin der jungen reichen Erbin zu sein," fuhr Baudoin fort; „sie gehört einer tadellos guten uralten Adelsfamilie an. Eine Tante von mir wird sie unter ihre Fittige nehmen, ich werde ihren Cavalier machen, und wer sich also ihr nähern will, der muß es nur durch meine Vermittelung können."

„Nun, wer ist sie denn?" riefen Alle.

„Darauf werde ich sogleich zurückkommen! fuhr Herr v. Roche-Aiguë fort; „sie wird zwar demnächst nach Paris kommen, aber vor dem Winter nicht in Gesellschaft erscheinen. Ein eigenthümliches Interesse knüpft sich an sie: eine Liebelei mit einem jungen Menschen von gemeiner Herkunft, welche ihr Vater durchkreuzte, hatte sie beinahe dem Tode nahe gebracht, und erst vor Kurzem ist sie wie durch ein Wunder gerettet worden."

Santon zuckte unwillkürlich zusammen, denn ihm war als kenne er diese Dame.

„Wie heißt sie? wer ist sie?" riefen mehrere Stimmen.

„Wozu den Namen wissen wollen, meine Herren?" rief Baudoin mit süßlicher Zuversicht; „sie hat ja so schön gewählt!"

„Bah, sie wird diesen Burschen aus der Hefe des Volkes bald vergessen," sagte Montvieux, „ihre Familie kann einen solchen Scandal unmöglich zugeben. Wir wollen uns ihrer annehmen, den Besten unter uns aussuchen, und er soll sich angelegen sein lassen, jenen Burschen bei ihr auszustechen!"

Diese Worte gingen Santon wie ein Messer durch die Seele; vom Wein erhitzt, sprang er auf und rief: „Meine Herren! ich bitte, lassen wir diesen Gegenstand des Gespräches fallen. Mich dünkt, ich habe die Ehre, die fragliche Dame zu kennen, und die Delikatesse gebietet..." Er hielt inne, und bereute beinahe gesprochen zu haben.

„Oho, Herr v. Santon'" rief Baudoin de Roche-Aiguë beinahe geringschätzig, „wie kämen Sie dazu, im Schlosse Dreycourt bekannt zu sein?"

„Darüber bin ich Ihnen, dünkt mich, keine Erklärung schuldig!" erwiderte Santon stolz.

„Entschuldigen Sie, wenn ich dennoch darauf bestehe, mein Herr!" rief Graf Roche-Aiguë. „Die fragliche Dame ist meine Cousine, und ich interessire mich lebhaft für sie."

„Ich verweigere jede Erklärung," versetzte Santon kalt.

„Und weßhalb, wenn ich bitten darf? Herr v. Santon wird sich doch hoffentlich nicht für zu gut halten, einem Roche-Aiguë Erläuterungen über seine Beziehungen zu einer Familie zu geben, deren unbeflecktes Wappenschild unendlich weit über ihm steht..."

„Mein Herr!..." rief Santon wuthbebend. „Wollen Sie mich zwingen, zu vergessen, daß Sie der Gast meines Freundes sind?"

„Mich dünkt, Sie sind es, der mich so weit getrieben hat, Herr v. Santon!"

„Ruhe, Ruhe, meine Herren!" rief Montvieux; „es darf kein Streit in meinem Hause entstehen. Verständigen Sie sich doch!,'

„Ich muß Sie bitten, lieber Montvieux, daß Sie sich nicht in unsern Handel legen," rief Baudouin aufgeregt; „es handelt sich hier um die Ehre meiner Familie. Wenn Herr v. Santon sich noch länger weigert, mir Rede zu stehen über seine Bekanntschaft mit meiner Cousine, so muß ich annehmen, daß er nicht den Muth hat einzugestehen, daß er vorhin nur mit einer Bekanntschaft prahlte, die nicht existirt, oder daß diese Beziehungen zu meiner Cousine von der Art sind, daß er sie nicht offen eingestehen kann!"

„Genug, mein Herr! Sie wissen nicht mehr, was Sie reden!" fuhr Santon ganz außer sich auf und durchbohrte den stolzen Grafen beinahe mit seinen Blicken.

„Ha!" rief Baudouin, immer wüthender und griff nach seinem Glase, „wenn ich auch nicht mehr wissen sollte, was ich rede, so weiß ich doch, was ich thue! Damit goß er den Inhalt seines Glases Herrn v. Santon in's Gesicht.

Ein fürchterlicher Tumult entstand, denn die Gäste nahmen bald für den Einen, bald für den Andern Partei, und jeder der beiden Gegner ward von einigen seiner Freunde umringt und in eines der anstoßenden Zimmer gezogen. Die Kränkung war zu tief, um ohne Blutvergießen geführt werden zu können, und die Freunde de Santon's, den Hausherrn an der Spitze, entschieden, daß Roche-Aiguë noch am selben Abend sich im Boulogner Wäldchen mit Santon auf Degen schlagen müsse. Die beiden Gegner waren es zufrieden, und Baudouin verließ sogleich das Haus.

„Auf Wiedersehen, Henri!" sagte Santon zu seinem Freunde; „ich habe gerade noch Zeit nach Hause zu fahren, um für den Fall eines Unglücks meine Vorkehrungen zu treffen," setzte er mit einem bittern Lächeln hinzu.

„Wer hätte das gedacht, daß unser Diner so enden würde?" sagte Montvieux verstimmt. „Ich wollte, ich hätte Roche-Aiguë nicht eingeladen; er hatte längst schon einen Zahn auf Dich, wie Du ihm wegen seines Ahnenstolzes abhold warst. Er ist ein ausgezeichneter Fechter, und Du solltest nicht den Teufel an die Wand malen, August!"

„Bah, ich fürchte seine Klinge nicht," versetzte Santon leichtfertig; „und ohnedem vermag ja kein Mensch seinem Schicksal zu entgehen. Du überlebst Dein Diner gewiß, Henri! Also auf Wiedersehen!"

Eine Minute später rollte Santon's Wagen nach seiner Wohnung zurück. Hier angekommen, traf er schnell noch einige Anordnungen wegen seines Vermögens, hinterließ für seinen Bruder Armand die Nachricht, daß er zu Frau v. Beauxrè in die Abendgesellschaft gegangen sei, und erwartete dann in einem Miethwagen an der Ecke Herrn v. Montvieux und seinen andern Sekundanten, um mit diesen so rasch nach den den „drei Wegen" im Boulogner Wäldchen hinauszufahren, als es die müden Knochen der halbverhungerten Pferde und die Laune des halbbetrunkenen Kutschers erlaubte. Als sie endlich an Ort und Stelle anlangten, war es bereits um Sonnenuntergang; die scheidende Sonne warf ihre letzten Strahlen über das entfärbte Laub, welches der Wind schon theilweise von den Bäumen fegte, und lieh der Landschaft einen beinahe melancholischen Reiz. Graf Roche-Aiguë war schon mit zwei Zeugen und einem Arzte zur Stelle, und maaß die Aussteigenden mit kalter Ruhe im Blick.

„Mich dünkt, die Sache wird ernster, als sie mir anfangs erschien," sagte Santon zu seinem Begleiter, als er dem Grafen unter den Bäumen in den Wald hinein folgte; der Anblick dieser Herbstlandschaft macht einen eigenthümlichen Eindruck auf mich. Mir ist so weich, so seltsam zu Muthe. Ich gestehe, ich möchte an einem so schönen Abende nicht gerne Jemanden das Leben nehmen, aber auch noch weniger mich selber umbringen lassen."

„Beides ist auch unnöthig," erwiderte Henri; „gib ihm eine tüchtige Aderlässe mit der Spitze Deines Rappiers, und die Sache ist abgemacht."

„Ich will es wenigstens versuchen," meinte Santon; „aber es kann leicht ein Unglück geschehen, und meine Hand ist nicht so stetig und sicher, als ich gerade heute wünschen möchte."

Es war natürlich nicht Santon's erstes Duell; Ehrenhändel dieser Art waren damals unter Edelleuten etwas so Alltägliches, daß man gar kein Aufheben davon machte. Auch war Santon, der niemals Unglück in Duellen gehabt oder einen Gegner getödtet hatte, sonst so sehr abgestumpft gegen derartige Eindrücke, daß er sich selber darüber verwunderte, wie er so plötzlich zu dieser frühen Ahnung kam und an die Möglichkeit eines unglücklichen Ausgangs dachte. Er konnte aber in diesem Augenblick die Erinnerung an die Gruft unter der Schloßkapelle und an seine Unterredung mit Cagliostro nicht loswerden, so sehr er sich auch deßhalb Mühe gab.

Zum Kampfplatze war eine kleine Lichtung im Walde ausersehen, kaum hundert Schritte von der Landstraße entfernt, aber von dieser durch ein dichtes Gebüsch von Buchen und Haselnußstauden getrennt. Hier erwartete sie der Graf Roche-Aiguë mit seinen Zeugen.

11.

Am Abend vor diesem Duell war der unschuldigen Ursache desselben, Mademoiselle Constanze de Dreycourt, durch ihre Zofe Chlothilde ein Briefchen zugesteckt worden, dessen Anblick sie mit wunderbarer Freunde und Leben erfüllt hatte. Erkannte sie doch in diesen Schriftzügen die ihres verloren gegebenen Geliebten Armand Duval, von dessen Leben und Gesundheit der Brief nun Kunde gab, und so die Wahrheit dessen bestätigte, was sie an des Grafen Cagliastro Seite gesehen und seither manchmal beinahe bezweifelt hatte. Der Inhalt dieses Briefes lautete:

„Theuerste C.! Du wirst Dich nicht wundern, wenn ich Dir noch ein Mal schreibe, obschon ich Deinem Vater das Versprechen gegeben, Nichts gegen seinen Wunsch zu thun. Allein wie könnte ich schweigen, wenn mich nur eine Strecke von acht Meilen von Dir trennt, und ich wieder im Stande bin, an Dich zu schreiben. Freilich bin ich eigentlich noch nicht wieder hergestellt, obschon der geschickte Arzt, welcher unsere letzte Begegnung vermittelte, nichts unversucht gelassen hat, um seine wunderbare Kunst auch an mir zu bewähren. Meine Gesundheit hat einen schweren Stoß erlitten, und es wird noch eine lange Zeit vergehen, bis ich wieder völlig hergestellt sein werde, und den Versuch machen kann, noch einmal in Deine holden Züge zu schauen.

„Ich will aber nicht von dem Zweck meines Schreibens abschweifen, womit ich Dir zunächst einige Kunde über meine erlebten Abenteuer und meine gegenwärtige Lage geben möchte. Du wirst wohl ermessen haben, daß ich nur durch einen Zufall vom Tode errettet worden bin, und ich brauche Dir wohl nicht erst die näheren Umstände zu schildern, welche Du wahrscheinlich schon vom Grafen vernommen hast. Allein ich will hier ausdrücklich bestätigen, daß ich nur ihm das Zusammentreffen mit Dir verdanke, welches er so geschickt veranstaltet hat, und wozu die Idee von ihm herrührte. Nach dieser Begegnung blieb ich ruhig in des Grafen Zimmern bis zu seiner Abreise und begleitete ihn sodann hieher nach Paris. Wäre nicht mein Wort hiefür verpfändet gewesen, so würde ich Allem aufgeboten haben, Dich noch einmal zu sehen; allein der Graf selber hatte es mir verboten, und ich mochte nicht undankbar sein gegen den Mann, dem ich soviel verdankte. Ich hielt es daher für das Beste, mich ganz seiner Führung zu überlassen, und vertraue dem Himmel, daß er vollenden wird, was ihm so lieb und werth ist, nämlich die Vereinigung zweier treuen liebenden Herzen.

„Ich kann mir nur Glück wünschen, daß ich diesen Schritt gethan habe. Der Graf hat mich in Paris mit einem Herrn bekannt gemacht, bei welchem ich nun wohne und mit welchem ich auf den vertrautesten Fuß stehe, und dieser mein neuer Freund ist Niemand anders als Herr von Santon, einer der gefeiertsten jungen Männer der Pariser vornehmen Gesellschaft. Ich kann Dir vorerst noch nicht erklären, wie es geschah, daß dieser Herr mit solcher Innigkeit und Freundschaft mir entgegenkommt; aber ich werde wohl bald hiezu Gelegenheit finden, denn gewiß wirst Du nun nach Paris kommen, da Du weißt, daß Du hier nicht ohne Freude sein wirst.

„Ueber meinen künftigen Lebensgang weiß ich vorerst noch nichts anzugeben, als daß all' mein Dichten und Trachten Dir gehört. Komme nur sobald wie möglich nach Paris! Unser räthselhafter Graf oder Arzt oder was er sonst ist, hat mir die besten Hoffnungen auf Deine Genesung gemacht, und der Himmel gebe, daß dieselbe Fortschritte mache. Ich peinige mich selbst mit entsetzlichen Reflexionen, wenn ich mir denke, daß ein paar Worte der Erläuterung und Verständigung Dir so vielen Gram erspart und Dich überzeugt haben würden, daß ich unmöglich an einem so theuren, herrlichen und liebevollen Geschöpfe hätte treulos handeln können. Man sagt mir, Du flehest mich in Deinen Fieberphantasieen beständig um Verzeihung an, und ich, der ich der allein Schuldige bin, kann mir selber nicht vergeben.

„Ein andrer Gedanke quält mich noch; ob ich nicht durch diesen Brief an Dich das Versprechen verletze, welches ich Deinem Vater gegeben habe. Allein sowohl Herr von Santon, dem ich meine ganze Lebensgeschichte erzählte, als Graf Cagliostro riethen mir zu diesem Schreiben; sie behaupten, es werde Deine Genesung befördern, und jenes Versprechen habe der Tod gelöst. Ich kann mich nun zwar mit ihren Gründen

nicht beruhigen, aber die Verlockung ist allzu groß, mich selbst von ungenügenden Beweggründen hinreißen zu lassen, wenn ich hoffen darf, Dich noch einmal zu sehen."

„Sollest Du diese Zeilen einer kurzen Antwort würdigen wollen, so richte dieselbe gefälligst an Herrn A. von Santon.

Ewig Dein treuer

Armand."

Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Bekanntlich hat sich das von dem Med. Dr. Franz Vulcan aus Eppan erfundene Mittel gegen die Traubenkrankheit — die Leim-Anwendung — als wirksam erwiesen, indem die mit Leimwasser befeuchteten Trauben nicht aufspringen; die Regierung hat deßhalb auch in weiser Fürsorge für den Wohlstand der Gemeinden auf das Vulcan'sche Mittel aufmerksam gemacht. Unter den Landleuten hat sich jedoch die Ansicht verbreitet, daß der „Trauben-Schimmel" als göttliche Strafe anzusehen, und es deßhalb sündhaft sei, Mittel gegen dies Uebel anzuwenden. Mehrere Seelsorger fanden sich veranlaßt, den Gläubigen richtige Begriffe über diesen Gegenstand von der Kanzel beizubringen, und es ist zu hoffen, daß hinfort die Landleute nicht versäumen werden, das Schutzmittel zu gebrauchen. Zum Beweise, wie nothwendig in dieser Beziehung das Einschreiten der Geistlichkeit durch Beispiel wie durch Ermahnung sei, mögen folgende Fälle dienen, die aus Tyrol mitgetheilt werden: Erst in voriger Woche wollte eine alte, übrigens ehrenwerthe Mutter ihren braven Söhnen das „Leimen" der Trauben nicht gestatten, bis die Söhne ihr versicherten, daß auch die ehrenw. Patres in ihrem Garten die Trauben geleimt. hätten. Ein anderer Tyroler ging, ehe er dieses Verfahren begann, aus eben diesem Gewissensgrunde zum hochw. Pfarrer, um sich zu erkundigen, ob das Trauben-Leimen wirklich ohne Sünde geschehen könne. Auf Versicherung des hochw. Herrn Pfarrers, daß er selbst Leute zum Leimen in seine Güter geschickt habe, kam der gute Mensch fast athemlos nach Hause, und schon unter der Thür schrie er: „Nur leimen, der hochw. Herr Pfarrer leimt auch."

Zu Penthiévre in der Provence starb jüngst die Ehefrau des Fuhrmanns Auderset im Alter von 29 Jahren. Da die Verstorbene früher stundenlang in einem todtähnlichen Zustand verfallen war, ließ man sie drei Tage im geheizten Zimmer liegen und brachte sie nach 75 Stunden in eine Kammer, wo die Leiche auf Stroh neben den Sarg gebettet wurde. Der trauernde Gatte legte sich schlafen und versank, da er mehrere Nächte kein Auge geschlossen hatte, in festen Schlummer. Plötzlich fühlte er sich von einer eiskalten Hand berührt und eine von Zähneklappern begleitete Stimme flüsterte ihm zu: „Mich friert entsetzlich, Jean!" Auf dem Tische brannte eine Nachtlampe und bei deren matten Schimmer starrte der erwachte Auderset die vor seinem Bette stehende Gestalt im Leichengewande an. Es war seine auferstandene Madelon, die den vom Schreck bis zum Schlage gerührten Mann umarmte und innerhalb weniger Augenblicke wieder der Erstarrung verfiel. Als er aus seiner Ohnmacht zu sich kam, lag die Todte neben ihm. Er stand auf und rief den Arzt. Belebungsversuche wurden angestellt, aber die Todte erwachte nicht mehr. Der Fuhrmann ist tiefsinnig geworden und man nimmt an ihm das Todtengesicht wahr, einen leichenartigen Zug, der durch das höchste Maaß der Nervenerregung in Folge von Schrecken herbeigeführt wird.

In der Nacht vom 22. Juli ist in Paris die große Wasserader, welche von der Anhöhe von Chaillot herabkömmt und alle Brunnen am rechten Seineufer speist, vor der Avenue d'Antin und dem mittleren Eingang der Maschinen-Ausstellungsgallerie geborsten. Der Erdboden, der Macadam und das Pflaster flogen durch die Mach der Wassermasse in die Luft, als ob eine Mine geplatzt wäre und im Augenblick war der ganze Stadttheil buchstäblich unter Wasser gesetzt. Das Wasseramt in Chaillot wurde jedoch eiligst in Kenntniß davon gebracht und sperrte die Hähne ab. In der Nacht wurden dann schnell die nöthigen Reparaturen vorgenommen und die ungeheure Höhlung, welche das Wasser gerissen, wieder ausgefüllt.

Zu Lyon macht folgende drollige Geschichte viel von sich reden. Vor einem Jahre starb ein reicher Kaufmann zu Paris, der einem seiner Neffen, der Commis in einer Seidenfabrik ist, ein sehr werthvolles Haus in der Rue St. Honore durch Testament vermacht, jedoch unter der seltsamen Klausel, daß sein Neffe sich binnen einem Jahre verheirathen müsse, allein nicht ein gewisses Mädchen zur Frau nehmen dürfe, für das der junge Mann eine heftige Leidenschaft empfand. Um in Besitz seines Vermächtnisses zu gelangen, heirathete der Commis in der vorigen Woche eine 73jährige Strickerin aus Lyon und erwartet wohl, daß sie nicht zu lange seinen Namen tragen werde.

In Krajowa lebt ein Klavierlehrer, Namens Simonis, der Bruder von Omer Paschas Frau. Auch an ihm kam die Reihe, von den Russen festgenommen zu werden, und zwar wegen angeblicher Korrespondenz mit seinem Schwager. Der Fall war kritisch; doch der Verhaftete dokumentirte auf die schlagendste Weise seine Unschuld — er konnte nicht schreiben. Sonderbare Laune des Zufalls! Der Schwager machte sein Glück bei den Türken durch seine schöne Handschrift, und Simonis entging seinem Schicksale bei den Russen, weil er nicht schreiben konnte.

Unter Franz I. von Frankreich wurden die Falschmünzer damit bestraft, daß man sie zu Tode kochte. Es geschah dieß auf dem Schweinmarkt in Paris. „Am 9. November 1527 wurde Yon de Lescut, Kaufmann von Paris, auf dem Markte gekocht, weil er, länger als fünfzehn Jahren, falsches Gold- und Silbergeld gemacht und dadurch sich sehr bereichert hatte.

Ein großartiger Eisenbahnzug. Einer der mächtigsten Züge, die je eine Eisenbahn durchlaufen haben, dürfte wohl jener sein, der am 19. Mai die Tour von Buffalo, nach New-York machte. Dieser Train bestand aus 141 Waggons, die sämmtlich mit Schlachtvieh und Naturalien beladen waren. Sieben Locomotiven führten den großartigen Waarentransport.

In der Nähe des Städtchens Jicju in Böhmen lebt eine Juden-Wittwe, die mit 24 Kindern, sämmtlich Mädchen, gesegnet ist. Die älteste Tochter ist 24 und die jüngste 2 Jahre alt. Ein Gnadengeschenk des Kaisers setzte die geldarme, aber kinderreiche Frau in den Stand, die zwei ältesten Mädchen zu verheirathen.

Die Angabe, daß die einst gefeierte Sängerin Frau Stöckl-Heinefetter in einem Irrenhause in Wien gestorben sei, bestätigt sich nach der Ostdeutschen Post nicht. Dieselbe lebt, und ihr Zustand bessert sich.

Aus einem Liquidations-Prozesse um die Lumley'sche Masse in Paris ergibt sich, daß Lumley der Gräfin Rossi-Sontag an Honorar 145,000 Franken schuldig geblieben.

Redakteur: L. Stahl in Düsseldorf. — Druck und Verlag der Stahl'schen Buchdruckerei Grabenstraße D. Nr. 794.